

Händen hat... Damit würde ein grosser theil von den grundbössen verbaisten hartnäckigen und trutzigen Constellationibus so inn dem erschinen 1622. Jahr gefallen, und noch würcken, zuruck gehalten und gedempft.“

Kepler ist es gewesen, der durch weiteren Ausbau der Forschungen eines Kopernikus und Tycho de Brahe der wahren christlichen Sternedeutung die Wege gewiesen hat, nämlich zur Erklärung der wunderbaren Harmonie der Welten als Ausfluß göttlicher Weisheit und Allmacht. Mit seinen Forschungen war die Unrichtigkeit der geozentrischen Weltauffassung erwiesen und durch die berühmten, von ihm entdeckten drei Planetengesetze⁴ der Nimbus der Unberechenbarkeit der Wandelsterne zerstört. Der Astrologie war das Fundament entzogen.

Flucht vor der Wirklichkeit

Gedanken zu Tennessee Williams „Glasménagerie“

Von MERCEDES ANGERMAIR BAGO

Langsam steigt auf der Bühne das Dunkel und verschlingt Dinge und Gestalten, ehe der Vorhang über dem Schicksal der drei Menschen fällt, die Tennessee Williams in seiner „Glasménagerie“ zusammensperrt und aneinander zugrunde gehen läßt.

Der lebhafte Applaus für die Schauspieler ist wie Befreiung vom Alpdruck, den dieses Stück zurückläßt. „Fürchterlich!“, „Bedrückend!“, sagen die Menschen, die das Theater verlassen. „Ja, man kennt sie, solch schreckliche Menschen, die sich und andere zugrunde richten.“

Die letzte Bemerkung geht auf die Gestalt der Mutter in diesem Schauspiel. Sie ist eine Frau, die die unbeschwerten Tage ihrer Jugend nicht vergessen kann und sie beständig in übertriebenen Worten beschwört, wobei man nie weiß, wie weit diese Worte dem wirklich Gewesenen entsprechen. Sie erhofft ein neues Aufblühen des Glückes durch ihre Kinder. Sie will es nicht wahr haben, daß ihre Tochter einen Hinkenfuß hat, und macht sich vor, daß ihrem Sohn eine große Zukunft bevorsteht, wenn er auch vorerst nur ein kleiner Angestellter in einem Lagerhaus ist.

Auf der Flucht vor der Wirklichkeit sind auch ihre Kinder: die zarte und schöne, ein wenig hinkende Tochter Laura, die es in den Schulen, die sie nacheinander besucht, vor verzweifelten, zitternden Minderwertigkeitsgefühlen zu nichts bringt, die sich ganz dem Leben entzieht und alle Kräfte ihres Geistes und Gemütes auf eine kleine Sammlung von Glas-tierchen wirft, so sehr, daß jedes Mal ein irrer Schrei ihrem Munde

⁴ Über diese wichtige Entdeckung schreibt Kepler mit berechtigtem Hochgefühl in seinem Buche „*Harmonices mundi*“ (lib. V, Prooemium): „Hier werfe ich die Würfel und schreibe ein Buch zu lesen der Mitwelt oder Nachwelt, gleichviel; es mag seines Lesers ein Jahrhundert harren, wenn Gott selbst sechs Jahrtausende lang auf den gewartet hat, der sein Werk beschaute“. Das Werk erschien zu Linz im Jahre 1619.

entführt, wenn eine aufstrudelnde Bewegung des Schicksals diese ihre Lieblinge in Gefahr bringt. Von ähnlichen Leiden gequält ist Tom, an sich ein guter Sohn und guter Bruder, der aber aus den Unerquicklichkeiten seines Daseins hinausdrängt, nachts „ins Kino“ entflieht und tagsüber Gelegenheiten wahrnimmt, um im Klosett seines Lagerhauses an nicht näher benannten Dichtungen zu feilen.

Woher er ursprünglich auch immer eingebrochen sein mag: der Dämon der Flucht hält diese drei Menschen gleicherweise und jeden auf seine Art in Bann. Gleichsam als sein Bild und Symbol — ein schauriges Symbol, welches lächelt — hängt an der Wand des Familienwohnzimmers das Bildnis des, man erfährt nicht wann, lautlos und auf Nimmerwiedersehen entflohenen Gatten und Vaters, des charmanten Telefonbeamten, der von fern her kam und von neuen Fernen fortgezogen wurde.

Aber nicht nur Fratze, sondern auch Stimme des Familiendämons ist dieses Bild: eine leise, beschwörende, hypnotisierende Stimme, die keine Kraft verschwendet, um sich mehr als nur dem einen hörbar zu machen, auf den es ihr ankommt — dem Sohne Tom, dem einzigen Gegenspieler, den es zu durchtränken gilt mit der Losung: „Es gibt kein anderes Heilmittel als die Flucht!“, um ihn reif zu machen für die Stunde des endlichen lautlosen Todesstoßes.

Es will wenig bedeuten, durch welche äußeren Umstände diese Stunde ausgelöst wird. Hier ist es, wie zufällig, ein junger Mann, der für einen einzigen Abend in die Familie kommt und der Mutter für einige Stunden die Illusion verschafft, den ersehnten Freier für ihre Tochter gefunden zu haben, und der Tochter für eine Minute den alsbald wie Glas zerscherbenden Traum der Liebe auf tut.

So sehr sind schon vor dem Auftreten des unwissenden Vollstreckers dieser Schicksale alle Karten gelegt, daß Tom, auf den sich das Scheinleben der Familie noch stützt, schon vor dem Eintreffen des Besuchers der flüsternden Hypnotiseurstimme erlegen ist und bereits die Papiere bei sich trägt, die ihm die Flucht ermöglichen sollen.

Immerhin, überflüssig ist das Auftauchen des Besuchers nicht. Es dient dazu, die Vernichtung vollständiger zu machen und dem Dämon die Maske abzunehmen, damit er endlich sein wahres Gesicht zeige: eine Fratze des Hohnes, die, indem sie sich enthüllt, den aufschreckenden, fürchterlich erwachenden Menschen zuschreit: „Ihr habt geglaubt, daß in der Flucht Zuflucht sei — seht, da ist nichts, das hält, was es verspricht, da bin nur ich, die bergungslose und nackte Leere und in ihr das Gelächter der Hölle!“ Das ist es, was jene drei Menschen der „Glasmenagerie“ vorleben: daß all ihre Flucht nicht Rettung, sondern Vorberingung und Beschleunigung des Untergangs war.

Aber wird aus dem Schicksal jener drei Menschen nicht etwas Wesentliches über den Menschen schlechthin erkennbar?

Ist die Haltung der Flucht aus der Wirklichkeit überhaupt eine menschliche Haltung, oder ist sie, die den Dingen, statt des Antlitzes, wie ein fliehendes Tier die Kruppe zuwendet, nicht Anzeichen dafür, daß der Mensch sich seines Menschentums entäußert, wann immer sein Geist einer ihm zugemuteten Leistung durch Flucht sich entzieht?

Flucht ist die gemeinsame Schutzwaffe der Tiere, durch die zwischen den bedrohenden Angreifer und den fliehenden Angegriffenen die räumliche Trennung wie ein Schild geschoben wird, der um so mehr Sicherheit bietet, je dicker er ist, das heißt je größer die Entfernung ist, die zwischen dem Bedroher und den Bedrohten gelegt werden kann. Durch den Gebrauch dieses Schildes offenbart der Angegriffene seine Schwäche dem Angreifer gegenüber, das Machtgefälle zwischen ihm und dem Gegner. In diesem Machtgefälle, in dem Ausmaß der Schwäche des Angegriffenen, liegt — mehr als in der Mächtigkeit des Angreifers — die Tatsache und das Ausmaß der Gefährdung, die nur durch eine entsprechend große Fluchtgeschwindigkeit ausgeglichen werden kann. Es ist Automatik in diesem ganzen Vorgang, und sein Erfolg ergibt sich mit Gewißheit, wenn der Fliehende sich rasch genug vom Gegner trennen kann und diesem nicht die Zeit blieb, eine Verletzung beizubringen.

Schon an dieser einfachen Beschreibung des Sachverhalts tut sich die ganze Fragwürdigkeit der Flucht auf geistigem Gebiet auf. Hier gibt es ja keinen unverletzt Fliehenden, immer ist hier der Fliehende der bereits Verletzte. Er trägt schon die Verwundung, wenn nicht sogar den in ihn verbissenen Gegner an sich und immer dessen Gift in seinem Sein. Das Wort Gift ist hier mehr als ein Bild: es ist Konstatierung einer sehr bedeutungsvollen Wirklichkeit. Geistige Verletzung ist niemals nur lokaler, sondern stets totaler Natur — nach Art des Giftes das Ganze durchsetzend und nur durch Vorgänge innerhalb des verseuchten Organismus in ihrer Wirkung aufhebbar, niemals aber durch eine rein äußere Fortbewegung weg vom Gegner. Eine Flucht, die zwischen Angreifer und Angegriffenem Abstand zu schaffen sucht, hat hier nur insofern einen Sinn, als dies vielleicht bewirken kann, der Erneuerung und Summierung der Verletzungen auszuweichen; sie kann aber den verletzten Organismus nicht von seiner Aufgabe befreien, den Giftstoff entweder auszustoßen oder zu verarbeiten und damit sich selbst zu reinigen.

Diese Selbstreinigung eines verletzten geistigen Organismus bedeutet, wie die Selbstreinigung eines leiblichen Organismus von Gift, immer zweierlei: das Gift muß durch Gegenkräfte unwirksam gemacht und die durch das Gift zerstörte Gesundheit wiederhergestellt werden. Ohne diesen doppelten Lebensvorgang kann von wirklicher Heilung — und also von wirklichem Heil — keine Rede sein, sondern der geistige Organismus bleibt verletzt, und auch die vollzogene Flucht nutzt wenig, weil das Gift schon in ihm ist und genügen kann, ihn allmählich in all seinen Teilen zu lähmen und zu zerstören.

Wenn man von diesen beiden Tatsachen aus: „Im Geistigen gibt es keinen Fliehenden, der nicht schon verletzt wäre“ und „Keine Flucht hebt geistige Verletzung auf, sondern dies vermag nur ein Lebensvorgang im Verletzten selbst zu tun“ — wenn man von hier aus die Frage nach dem Sinn der Flucht noch einmal aufgreift, so erweist sich, daß der wirkliche Schutz hier letztlich nicht die Entfernung ist, sondern das Erreichen einer inneren Immunität, einer Unverletzbarkeit, die nicht nur den Angriff von Grund auf heilt, sondern auch jede weitere Gefährdung von vornherein unwirksam macht. Solange diese innere Feiung nicht erreicht ist, ist die Meinung, das Heil in der Flucht zu finden oder gefunden zu haben, eine Selbsttäuschung. Ist aber die Immunität erreicht, so ist Flucht unnütz und darum sinnlos.

Hinzu kommt, daß der Mensch ein soziales Wesen ist, immer in vielfältiger Beziehung der Gemeinschaft verflochten. Das besagt, daß er gar nicht ohne weiteres frei ist, die Bewegung der Flucht auszuführen. Er ist insofern in seiner Freiheit gebunden, als jede Flucht, die andere schädigt, eine Flucht ist, die nicht weit kommt — eine Flucht mit beschwerender Kette am Fuß, durch die mit Gewißheit auch für den Fliehenden nichts anderes entstehen kann als immer schneidendere Verletzung seiner Wesenheit, Vorbereitung eines immer tiefer sinkenden Falles.

Von welcher Seite man es auch betrachten mag, die Anwendbarkeit der Flucht für den Menschen als geistige Person ist denkbar gering und es ergibt sich, daß sie für ihn in jedem Fall, auch da, wo sie sinnvoll ist, nur ein augenblickliches Ausweichen, aber nie ein ständiger Siedlungs-ort sein kann. Auch darum nicht, weil sie für den Menschen nie Zuflucht ist, sondern immer nur Ausflucht, Entweichen von einem Ort seiner Schwäche und daher letztlich Selbstflucht. Darum muß alle Flucht des Menschen schließlich in der Rückkehr zu diesem Selbst enden, soll der Mensch nicht ein Vagabund des Chaos, dessen Teilhaber und Mitwirkender werden. Denn wenn er in der Flucht bleibt, die ein Entweichen von einem Ort seiner Schwäche ist, dann geschieht es ihm, daß er auch den Zusammenhang mit seiner Stärke verliert, daß er ganz außer sich gerät und Spielball dessen wird, was draußen ist: der Stürme, der Versuchungen, der Unrast, der Qualen, der Leiden, der Sinnlosigkeit, des ganzen dämonischen Registers der Welt des Chaotischen. Vor ihr gibt es nur eine Zuflucht und Bergung: die Unerschütterlichkeit und Unangreifbarkeit des in der Kraft lebendigen Geistes in sich ruhenden Selbst, das der Welt und dem Leben nicht den Rücken, sondern das Antlitz zuwendet.

In seinem Stück „Die Glasmenagerie“, von dem diese Überlegungen ausgingen, läßt Tennessee Williams den geflohenen Sohn mit seiner Seele nicht vom Ort seiner Flucht loskommen, sondern sich immer wieder qualvoll in seiner Erinnerung dorthin zurückwenden, wie denn der

Dichter das ganze Stück ein „Spiel der Erinnerung“ nennt. Und es gab Zuschauer, die dieses Zurückblicken tadelten und den Geflohenen einen Schwächling nannten, der nicht die Kraft habe, das Begonnene durchzuführen.

Es ist eines der Zeichen unserer Zeit, daß Ausweichen und Flucht ihr das Natürliche, das zunächst Anzuratende und Gesunde scheint und daß Standhalten ihr nur eine Haltung für den ist, der nicht anders kann, eine Haltung für Sklaven und nicht für Freie. Gewiß, die Starkmütigen und Ausharrenden wurden auch früher schon von manchen verdächtigt, Sklaven der Verhältnisse oder ihrer eigenen Schwäche zu sein. Aber wenn andere Zeiten den leicht Fliehenden priesen, so taten sie es mit einem Augenzwinkern der Verständigung. Dieses aber: die selbstverständliche Trennung von Menschentum und Verantwortung, von Verantwortung und Flucht, so als ob sie in gar keiner Beziehung zueinander ständen, diese Auffassung hat sich nie zuvor so ungescheut an die Öffentlichkeit gewagt. Es kann kein Zweifel darüber bestehen, daß die Flucht es heute sozusagen fast zur Anerkennung der bürgerlichen Ehrenrechte gebracht hat. Zahllose Anzeichen sprechen dafür, so zum Beispiel die Leichtigkeit, mit der Ehescheidungen, auch ohne Rücksicht auf die Kinder, vollzogen werden, oder jene nicht seltenen Plädoyers von Verteidigern vor Gericht, die auch kalte und reuelose Mörder dahingehend zu entlasten versuchen, daß sie aus psychischen Komplexen heraus eben nicht anders gekonnt hätten, als ihre Verbrechen zu begehen. Solche Entschuldigungen, denen genau betrachtet meist weder wirkliches Erbarmen noch menschliche Anteilnahme am vergangenen oder künftigen Schicksal des Betroffenen zugrunde liegt, sondern nur eine Art mechanische Rechenoperation des Intellekts mit feststehenden Begriffen der Psychologie, haben etwas Unheimliches, etwas maskenhaft Schauriges an sich, nicht nur, weil der Urteilende mehr wie eine Buchungsmaschine denn als Mensch zu seinem Urteil kommt, sondern weil dabei das Menschentum in mathematische Buchungsfaktoren zerlegt und als reiner Mechanismus gewertet wird. Den Menschen aber als Mechanismus sehen, „der nicht anders kann“, heißt ihm einen sehr schlechten Dienst erweisen, mehr noch: heißt ihn letzten Endes geistig ermorden. Wieviele solcher Morde unser psychologisches Jahrhundert auf dem Gewissen hat, läßt sich wohl nie feststellen. Eine zahlenmäßig nicht geringe Öffentlichkeit hat jedenfalls nicht ohne Erleichterung die Theorien zur Kenntnis genommen, die ihren üblen Gewohnheiten den Schein des Notwendigen oder Unabwendbaren zu geben vermögen. Der Fliehende liebt es, Rechtfertigungen seiner Flucht zu suchen, und die moderne Psychologie ist nicht ohne Entgegenkommen für diese Neigung und nicht ganz unschuldig am weitmaschigen Gewissen so manches Menschen unserer Tage.

Wenn diese Neigung anhält, die Flucht als eine dem Menschen gemäße und also gerechtfertigte und erlaubte Handlung anzuerkennen, geht

unsere Zeit einer Auflösung entgegen, von der das jetzige Chaos nur ein Anfang ist. Daß diese Gefährdung nicht nur ein Alptraum, sondern eine drohende Wirklichkeit ist, dafür ist die große Zahl der neurotisch belasteten Menschen unserer Tage ein warnendes Zeichen. Denn was ist die Neurose anders als geistige Flucht, und was ist der neurotische Mensch anders als einer, der nicht nur nicht leisten kann, sondern vor allen Dingen nicht leisten will, was ihm als Aufgabe gestellt ist — heiße diese Aufgabe nun Verzicht, Verzeihen, Erbarmen, Demut, Geduld oder wie immer sonst.

All das hängt tief mit der Entgöttlichung der Welt zusammen. Die Entgöttlichung der Welt züchtet den Menschen der Flucht. Denn Gott und die Flucht schließen einander aus: Wer an Gott glaubt, kann der Flucht nicht anhängen; wer der Flucht vertraut, kann Gottes Anhänger nicht sein. Weil aber Gott die große Stimme ist, die den Menschen zum Menschentum aufruft, darum kann der Ruf in den Gegenpol, der vielfältige Ruf in die Flucht, der durch unser Jahrhundert geht, nichts anderes als das Aufgeben des gottverliehenen Menschentums bedeuten.

Wissenswert wäre, was Tennessee Williams sich neben und zwischen den Zeilen seines Stückes gedacht hat. Wollte er einfach feststellen? Wollte er abschrecken? Wollte er belehren? Furcht und Mitleid erwecken, wie es in den Rezepten der Dramatik heißt? Eines ist gewiß, daß die Stellung des Dichters zu den in seinem Stücke gestalteten Menschen Klage ist, müde Klage über ermüdende Ausweglosigkeit, reine Klage, der keine Anklage beigemischt ist: „Ihr hättet auch anders gekonnt!“

„Quien calla, otorga“, sagt ein spanisches Sprichwort. „Wer schweigt, läßt gewähren.“ Wann kommt der Dichter, der den seelischen Fluchttrieb unserer Zeit nicht nur feststellt, sondern sich ihm auch mit solch dramatischer Anklage entgegenwirft, wie dies etwa ein Bert Brecht gegen die Neigung zur Flucht vor menschenrechtlichen Tatsachen getan hat?

Die große Aufgabe, ähnliches für tiefere und noch bedeutsamere Bezirke zu leisten, hat noch nicht den zugleich willigen und vermögenden Dramatiker gefunden. Ob sie wohl unserer Zeit aufstehen wird, die klare, leidenschaftliche Stimme, die uns zuruft, daß nur das Antlitz, das sich bewahrt und standhält, und nicht der Rücken des Fliehenden des Menschen Wappen und Heil und Losung sein kann? Sie wird es schwer haben, diese Stimme, wenn sie kommt, denn sie wird den Namen Gottes nicht verschweigen können — und was flieht unsere fliehende Zeit mehr als den Namen dieses Einen, den sie für tot erklärt hat?

Mit abgewendetem Antlitz angstvoll in das vor ihr liegende Dunkel starrend, wundert sich unsere Zeit über die, die da sagen, daß Gott noch lebe. Das ist nicht verwunderlich. Denn nur der Geist, der widersteht und nicht flieht, der die Verwesung in sich zu neuem Heilsein ver-

wandelt und die Dürre zu Fruchtbarkeit und das Tote zu Leben und das Gift zu stärkenden Kräften — nur er weiß, was es für eine Bewandnis um Gott hat, nur er braucht sich nicht um Nachweise für Gottes Wirklichkeit zu quälen, weil sie ihn ungesucht überwältigt in der Leben wirkenden Freiheit seines eigenen Geistes.

In der letzten Szene von Tennessee Williams „Glasmenerie“ spielt ein Leuchter mit drei brennenden Kerzen eine bedeutsame Rolle. Seine Lichter flammen auf wie ein Symbol der Hoffnung: „Vielleicht kann alles nun doch noch gut werden!“ Es ist eine passive Hoffnung, die in ihrem Ausschauen nach Rettung und Heilung ganz nach außen gekehrt ist und auf das, was von dort her rettend eingreifen könnte. Aber solche Hoffnungen haben die Neigung, sich nicht zu erfüllen, und so zerplatzen sie auch in diesem Stück wie Seifenblasen.

Gleichsam für die ganze Familie dieser endgültig an ihrer Flucht Zerbrochenen löscht das Mädchen am Ende des Stückes die drei Kerzen aus, die ein Symbol jener drei Menschen sind. Dunkel steigt auf die Bühne und verschlingt Dinge und Gestalten, ehe der Vorhang über sie sinkt. Eine Handlung des Willens löscht die drei Kerzen aus, so wie die Fluchtbewegungen jener drei Wesen Handlungen eines sich treibendlassenden und doch fest zu sich entschlossenen Willens waren.

Auf einem Altarblatt hat Michael Pacher eine Szene aus der Legende des hl. Wolfgang zur Darstellung gebracht, die den heiligen Bischof in der Begegnung mit Satan zeigt. Der Versucher, grünhäutig und gehörnt und gegen den Heiligen ein böses, dolchzahniges Raubtiergebiß fletschend, trägt als sprechendstes Zeichen seines verkehrten Wesens ein Aftergesicht im Gesäß: zwei drohend blickende, rotunterlaufene Äuglein und den Schwanz statt Nase. Doch der Heilige wendet sich nicht, wie der Versucher es erwartet, zur Flucht. In der Kraft Gottes, deren Hilfe er herbeiruft, indem seine rechte Hand sich zu einem großen Kreuzzeichen wider die Erscheinung des Schrecklichen hebt, hält er stand, stellt und behauptet gegen die Fratze der Hölle das Menschenantlitz in seiner Gott-getragenen und Gott-tragenden Macht und Gnade, und unterwirft damit den, der zu unterwerfen meinte, so, daß dessen Krallenhände wie willenlos das große, aufgeschlagene Psalmenbuch entgegennehmen, das ihm sanft der Heilige aufdrängt, indes er, unbeirrt und als wäre nichts geschehen, sein Stundengebet des Gotteslobes daraus fortsetzt.

Wenn alle Kräfte, welche die Menschen darauf verwenden, sich in ihrem Willen zur Flucht zu behaupten, darauf gerichtet würden, das große, geduldige Leisten und Bestehen auf sich zu nehmen, wie hell würden dann alle Lichter, die in der Welt sind, die Bühne unseres Lebens erleuchten. So aber steigt langsam das Dunkel, und manchmal will es scheinen, als rausche der Vorhang schon, der aller Flucht, wie aller irdischen Handlung, ein Ende setzen wird.